

## Forum Anthroposophie

### Eine »Erweiterung der naturwissenschaftlichen Entwicklungslehre«?

Zu Christoph Huecks Buch »Evolution im Doppelstrom der Zeit«<sup>1</sup>

#### I. Evolution als Auswicklung

WOLFGANG SCHAD

Nimmt man das neu erschienene Buch von Christoph Hueck zur Hand, so begegnet einem als Coverbild die aufgeschnittene Spiralschale des indopazifischen Nautilus, des Perlbootes. Damit ist treffend der Hauptinhalt des Buches gekennzeichnet: »Evolution« heißt wörtlich aus dem Lateinischen »Auswicklung«, und von dorthier stammt auch das Wort »Entwicklung«: Ein künftig in Erscheinung Tretendes ist in nuce vorgegeben und wird sich in die Sichtbarkeit auswickeln. Das war die Überzeugung der vorgottheschen Barockbiologie, denn aus ihr stammt die besagte Wortverwendung. Linné und von Haller waren ihre wirksamsten Vertreter gewesen. Carl von Linné sammelte alle ihm bekannt gewordenen Pflanzen- und Tierarten und klassifizierte sie mit dem bewussten Ziel, dem Schöpfungsplan Gottes auf die Spur zu kommen. Albrecht von Haller wandte sich energisch gegen den jungen Mediziner Wolff, als dieser entdeckt hatte, dass sich im Hühnerei alle Organe neu bilden. Das war für die Barockbiologie Blasphemie, denn Neubildung – womöglich noch mit Artenwandel – hieß ja dann, dass Gottes Schöpfungswerk imperfekt gewesen sei.

Als man die Fakten des ontogenetischen und des phylogenetischen Formenwandels nicht mehr übersehen konnte, suchte man zwei Auswege, um die Absicherung der so unsicheren Zukunft zu retten: Es müsste jene Konstanz materiell im Erbgut geben oder es müsste sie in einem sinnhaft vorgegebenen Ziel, in einem

*finis* oder *telos* geben. Ersteres führte zur kausalanalytischen Molekulargenetik, letzteres zu einer finalistischen Teleologie, indem man Baupläne und Archetypen als bewusste oder willentliche Prinzipien anrief. In beiden Haltungen steckt das Uhrmachermodell darinnen. Der eine sieht die physikalischen Gesetze der Uhrädchen, der andere die Zweckvorgabe durch den Uhrmacher, und wenn es Gott als der dafür zuständige Techniker selbst sein sollte. Das Geheimnis leiblichen Lebens ist aber so nicht zu lösen, weil es in erster Linie auf sich selbst beruht.

Christoph Hueck hat Molekulargenetik studiert, um von dorthier Erklärungsmuster für das Verständnis lebender Gestaltung kennenzulernen. Da sie dort nicht zu finden waren, wandte er sich der Archetypenlehre zu. Er sieht sich dem totalen Erfahrungsprinzip des jungen Steiner verpflichtet und fragt sich so, wo er denn die immateriellen Typen, Begriffe, Ideen finden kann, und entdeckt sein eigenes Inneres. Nun wird das Buch spannend. Hat man dann daraufhin das ganze Buch gelesen, in der Hoffnung, etwas Neues, noch nie Dagewesenes aus der Hueckschen Ideenwelt zu erfahren, so wird man allerdings enttäuscht. Er führt eine reiche Menge an Ideenangeboten aus dem naturwissenschaftlichen, goetheanistischen und an-

<sup>1</sup> Christoph J. Hueck: *Evolution im Doppelstrom der Zeit. Die Erweiterung der naturwissenschaftlichen Entwicklungslehre durch die Selbstanschauung des Erkennens*, Verlag am Goetheanum, Dornach 2012, 255 S., 85 Abb., 24 EUR.

throposophischen Schrifttum an, aber darunter findet sich keine eigene neue Idee, wie mir der Autor selbst auf Rückfrage gerne bestätigte. Er teilt hierin das gleiche Los mit vielen, die den Ideenrealismus auf ihre Fahne nur geschrieben haben und dabei, je mehr sie die Fahne schwingen, je weniger eigene Ideen haben, denn die Ideenwelt macht es ja schon für sie. Theorie und Erkenntnispraxis fallen auf diesem Gebiet besonders leicht auseinander, weil die Theorie so großartig ist, dass man in die Schmerzen des Findungsprozesses ungern einsteigt.

Das hervorgehobene Beispiel ist Huecks Zeitenkreuz. 20-mal dient es ihm als ideelles System. Es beruht auf der Vier-Ursachen-Lehre von Aristoteles, ergänzt durch Steiners Vortrag vom 4. November 1910 (GA 115). Aber schon die Wortwahl ist ungeschickt, denn nur die horizontalen Pfeile veranschaulichen den Doppelstrom der Zeit, die vertikalen hingegen das Zeitlose. Wenn schon, so müsste man es das Zeiten-Ewigkeitskreuz nennen. Hinzu gehört sogleich die Frage, ob die Ansprüche an die Ewigkeit zutreffen, wo sich die *causa materialis* bei näherem Zusehen ebenso in Verwandlung befindet wie die *causa formalis*. Nicht nur die Formideen wandeln sich, sondern bei Steiner sogar die Hierarchien selber und erst recht der Mensch. Wozu sonst das Reinkarnationsgeschehen? Mit seiner Archetypenlehre verbaut sich Hueck den Zugang zu der spirituellen Tatsache, dass die Gruppen-Iche der Pflanzen und Tiere in geologischen Zeiträumen im Wechsel von Aussterben und Aufblühen neuer Gestaltungen ebenfalls an der Erde gelernt haben (GA 225, S. 121). Auch ihre Evolution ist nicht das Ablaufen eines in der Zukunft gesteckten Zieles, sondern ein Lernen an der Erde mit offenem Ausgang. Hueck ahnt nicht die anthroposophische Dimension, dass die Welt, die Erde und der Mensch nicht so geworden sind, wie es die Schöpfermächte ursprünglich veranlagt hatten. Der von den Widersachern noch unberührte Adam Kadmon sah in Frühlemurien sehr viel mehr dem Götterwillen ähnlicher, als was bis heute daraus geworden ist (siehe Rudolf Steiners Farbskizze). Doch Hueck vermeint den ganzen Schöpfungsplan in sich vorzufinden und erklärt: »Ich bin

die Evolution« (S. 201).

Leider ist Herrn Huecks innere Bewusstseinswelt dafür gleich in zweierlei Hinsicht ein Beispiel. Zum einen kann man erwarten, nun aus seinem Inneren die Welt erklärt zu bekommen. Ohne Übergang empfiehlt er aber an wichtigen, wertvollen Stellen, sich nicht in sich, sondern in die Natur empathisch einzufühlen. Eine gute Empfehlung. Dann aber kehrt er im Anblick eines Hausesels so unpassende Empfindungsklichees aus seinem Seeleninneren hervor wie: »... dieser ein gutmütig-sturer, struppiger, immer etwas schmutziger, leicht unförmiger tripplender Genosse« voller »Bockigkeit«.

Jeder artgerechte Eselhalter wird ihm widersprechen. Wildesel und Hausesel sind unter allen Pferdeartigen die intelligentesten und zugleich genügsamsten Einhufer mit einer gewinnenden Geduld – mehr als alle Pferde und Zebras, wie die Verhaltensforschung gezeigt hat (Schad 2012, S. 322). Er lese nur das Buch *Die Weisheit der Esel* von Andy Merrifield. – Klischees im eigenen Inneren sind noch keine Empathie. Steiners Analyse war 1924: »Dasjenige, was aus dem Inneren kommt, das wird alles unrein, denn die Zeit für dieses Aus-dem-Inneren-Schöpfen ist vorüber« (GA 233, S. 237). Fast auf jeder Seite finden sich unentwegt methodische und naturwissenschaftliche Unhaltbarkeiten, die abzarbeiten hier jeden Rahmen sprengen würde. Nur wenige seien aufgezeigt, weil sie im Buch eine eminente Rolle spielen. Auf Seite 72 findet sich die Zeichnung eines Elefanten mit fünf Beinen. Dass wir uns daran stören, liege an dem »übergeordneten ... Begriff«, den doch jeder zeitlos aus sich habe. Doch jeder, so auch Herr Hueck, hat ihn nur aus zahlreichen Beobachtungen vierfüßiger Tiere in der den Sinnen gegebenen Außenwelt, die er einst in der Kindheit begrifflich internalisiert hat – eben nicht fertig mitgebracht, wie er uns unentwegt durch Wiederholungen glauben machen will. Kleine Kinder haben keine Probleme mit fünffüßigen Elefanten, weil sie noch gar nicht perspektivisch, sondern wahrnehmungsgetreu flächig sehen. Die vom Autor vorgebrachten vielen ähnlichen Beispiele (z.B. der Tiktaalik, ein fossiler Fleischflosser, S. 161) sind eben-

so bloße Vorstellungsprojektionen vormaliger sinnlicher Erfahrungen und stammen nicht aus dem »Wesenskern« seines Ich. Denn dieses ist ja gar kein Kern, sondern selbst Weltinhalt; doch der Bologna-Vortrag Steiners vom 8. April 1911 (GA 35) blieb ihm darin verschlossen. Wo bleibt die von ihm angemahnte Beobachtung des eigenen inneren Seelenlebens, wenn die innere Selbstkritik fehlt? Sie wird durch eine Art autogenes Training ersetzt, sich so oft seine in sich vorgefundene Selbstschau zu wiederholen, bis man völlig davon überzeugt ist. Oder war er das schon von vornherein? Damit bricht leider der Boden ein, auf den das ganze Buch gestellt ist.

Der Untertitel des Buches nennt das Anliegen, die naturwissenschaftliche Entwicklungslehre »durch die Selbstanschauung des Erkennens« zu erweitern. Das ist schon sprachlich verunglückt, denn das Erkennen kann sich nicht selbst anschauen. Das kann kein Verb von sich, sondern nur das Subjekt, das tätige Ich im Nachhinein. Das hätte schon der Verlag merken können. Doch die Pandorabüchse sprachlicher Unfälle öffne der Leser selber.

Der Autor hat zweifellos eine gute Absicht. Er möchte den Materialismus bekämpfen, in den die Naturwissenschaften geraten sind. Aber Feindbilder sind nie gute Ratgeber. So kann er nicht zwischen dem berechtigten methodischen Materialismus und dem unberechtigten ontologischen Materialismus unterscheiden und schüttet seinen Gegner mit dem Bade aus. Aber auch hier hat Hueck den Bologna-Vortrag nicht verstanden. Wenn darin Rudolf Steiner seine dem phänomenologischen Tagesbewusstsein geradezu widersprechende Entdeckung anführt, dass das Ich Weltinhalt und nicht Inneninhalt ist, trennt er sauber Naturforschung von der Geistesforschung:

»Durch eine solche erkenntnistheoretische Vorstellung würde nun der Streit zwischen der zum Materialismus neigenden Naturwissenschaft und einer das Spirituelle voraussetzenden Geistesforschung in eindeutiger Art wirklich beigelegt werden können. Denn für die Naturforschung wäre freie Bahn geschaffen, indem sie die Gesetze der Leibesorganisati-

on unbeeinflusst von einem Dazwischenreden einer spirituellen Denkart erforschen könnte« (GA 35, S. 140). Noch deutlicher wird Steiner in dem intimen Karma-Vortrag vom 4. August 1924 (GA 237, S. 160 f.).

Grotesk werden Huecks Ausführungen über die Langeweile. Sie gäbe es nur beim Menschen, nicht beim Tier (S. 197). (Hueck hat offensichtlich noch keinen Hund gehalten, der gelangweilt warten muss, bis er Gassi gehen darf.) Beim Menschen aber sei »Langeweile eine der wichtigsten Anlässe kultureller Schöpfung, indem man sich nun mit Spiel, Erzählung, Kunst und anderem die Zeit vertreibt«. Da taucht die Frage auf, ob so auch dieses Buch entstanden ist. Das würde vieles erklären. – Hueck kommt auf dieses Thema, weil der Mensch im Laufe seiner Urgeschichte nachweislich eine immer längere Kindheit bekam. Und nun setzt er eine »lange Weile« mit Langeweile gleich. Ein sprachlicher Gag von ihm, der leider keiner ist, sondern eine Selbstbeschädigung. Was Steiner als menschliche Langeweile charakterisierte (GA 115, 2.11.1910), hat er inhaltlich gar nicht verstanden.

Eine andere tragische Selbstbeschädigung ist die Verwechslung der Teleonomie mit der Teleologie. Er verwendet beide Termini als Synonyme, ohne zu wissen, dass Teleonomie bei allen Evolutionsbiologen das völlige Gegenteil von Teleologie beinhaltet. Diese vertritt die in die Zukunft geplante Zweckhaftigkeit. Jene beinhaltet die im Nachhinein festgestellte vermeintliche Zweckmäßigkeit, nachdem die Selektion die Tauglicheren übrig gelassen hat. Er führt Jacques Monod (S. 37) und Ernst Mayr als seine Gewährsmänner auf, ohne zu merken, dass gerade sie die stärksten Gegner jeglicher Teleologie waren, was die von Hueck zitierten Texte zeigen, ohne dass er es merkt.

Sehr viel besser passt zu Huecks Anliegen seine Berufung auf die katholischen Philosophen Robert Spaemann und Reinhard Löw (S. 16). Als deren einstiger Kollege an der Universität München, der Theologieprofessor Josef Ratzinger, Leiter der Glaubenskongregation in Rom wurde, beauftragte er die beiden, die Evolutionslehre der Naturwissenschaft in das kirchliche

Glaubensgut theologisch einzubringen – ein löbliches Vorhaben des kommenden Papstes Benedikt XVI., nachdem die Kirche jegliche Entwicklungslehre über mehr als hundert Jahre abgelehnt hatte. 1987 hielt Reinhard Löw einen Vortrag auf der Evolutionstagung der Universität Witten/Herdecke weiterhin im Sinne der Barockbiologie des frühen 18. Jahrhunderts: Evolution ist – wie es das Wort ja schon besage – die »Auswicklung« des Schöpfungsplanes Gottes. Derselbe bestehe zeitlos in der Ewigkeitswelt und könne sich eben in der diesseitigen Zeit nur im Nacheinander ausrollen, und das eben sei die natürliche Evolution. Herbert Witzemann, der danach sprach, wandte sich in diesem seinem wohl letzten öffentlichen Vortrag entschieden dagegen: Wenn das gälte, gäbe es das Geheimnis der Freiheit im Kosmos nicht. Weder Löw noch Hueck haben bemerkt, dass das Wort Evolution seit Herbert Spencer (1852) einen völligen Begriffswechsel durchgemacht hat und seitdem in der Biologie echte, nämlich offene, nicht festgelegte Zukunft beinhaltet. Indem Hueck die goethesche Pflanzenmetamorphose von einem übersinnlichen Subjekt, das vorauszuwissen vermag, leiten lässt (S. 50), katholifiziert er die Metamorphosenlehre Goethes, ohne zu merken, dass ein Ätherleib seiner Natur nach nie ein Subjekt ist; das ist erst der Astralleib eines Tieres oder Menschen. Schon auf seiner Mottosammlung (S. 11) dichtet er eingangs Goethes Zeile

»Kein Lebendiges ist ein Eins«

um und macht daraus seine Gegenposition:

»Das Lebendige ist ein Eins.«

Kein Wunder, dass er sich auf Driesch und seinen Psychovitalismus bezieht, der das Lebensprinzip als »Psychoid«, also ein »Seelenartiges«, bezeichnet hat. Steiner tat diese Fehlleistung als bloßes »Wortkaleidoskop« (GA 208, S. 117), ja als »Geschwätz« (GA 318, S. 135) ab. Der erste Waldorfbiolehrer, der Botaniker Gerbert Grohmann, hatte bei Driesch noch seine philosophische Examensarbeit geschrieben und sich gegen jegliche Psychologisierung der Lebensautonomie gewehrt (siehe Tycho-Jahrbuch 2003). Hueck kennt das Geheimnis des rein unbewussten Lebens nicht und setzt an dessen

Stelle sein persönliches Empfindungsleben. Er vermeint sogar, den Ätherleib wahrnehmen zu können (S. 86), und schildert dabei nur sein eigenes Seeleninneres, seinen Astralleib. Damit fällt er weit vor Grohmann zurück.

Alle Probleme sind bei ihm in einer vorgegebenen Sinnhaftigkeit gelöst. Aber was für einen Sinn meint er denn? Warum belässt es die Natur nicht bei einer solchen herrlichen Gestalt, wie es eine Impala-Antilope in Afrika ist, sondern lässt sie auf ihrem Höhepunkt altern und vergehen? Hueck versteht mit seiner Teleologie die Grundeigenschaft des Lebens nicht: den nie zum endgültigen Ziel kommenden unentwegten Stoffwechsel. Denn dieser lebt zweckfrei in die Zukunft, um der lebendigen Gegenwart willen. »Leben ist Gegenwart«, sagte einmal Goethe.

Die Natur ist nur als Künstlerin zu verstehen. So schrieb der Schweizer Christian Tobler nach einem Besuch bei Goethe: »Die Natur ist die einzige Künstlerin«. Echte Kunst ist aber nie die Erfüllung irgendwelcher Zwecke oder Ideen. Das lehnte schon der junge Steiner 1888 in seinem genialen Vortrag vor dem Wiener Goethe-Verein, »Goethe als Vater einer neuen Ästhetik«, gegen alle Vertreter der idealistischen Ästhetik ab, welche die Kunst als die Versinnlichung von Ideen erklärt haben. Der schöpferische Künstler weiß vorher nicht, was im Laufe des Schaffensprozesses entstehen wird. Ich empfehle den Beitrag von Ruth Ewertowski in dem Band *Evolution als Verständnisprinzip* (2009) zu lesen. Was sie für ein Kunstwerk schildert, ist zugleich eine hilfreiche Voraussetzung für den Verständnishorizont, den wir für die natürliche Evolution benötigen.

Hueck gerät jedoch alles zu Schemata. Im Anhang bringt er geometrische Diagramme, die alle geschönt sind, damit sie passen. Auf meine Frage nach solchen Simplifikationen erhielt ich die Antwort: »Wer schön nicht?« Darauf muss sich der Leser einstellen. Leben ist mehr als Geometrie und Mathematik.

Das letzte Kapitel endet mit dem Schema des Zeitenkreuzes, begleitet von zwei Gerippen und dem Satz von Schelling: »Das System der Natur ist zugleich das System unseres Geistes.«

Goethe hatte sich viel von Schelling erhofft. Er war es, der ihn 1798 an die Universität nach Jena geholt hatte. Damals hatte er vor, einen »Roman über das Weltall« zu verfassen, aber übergab dann den Plan an den Jüngeren. Dieser machte daraus 1799 einen *Ersten Entwurf eines Systems der Naturphilosophie*, den aber Goethe ebenso wenig goutierte wie seine folgenden Schriften. Schelling wechselte dann nach Würzburg und München, also ins katholische Bayern. 1815 bewarb er sich erneut nach Jena. Der Herzog bat Goethe um sein Urteil, doch dieser lehnte ab. Er wolle nicht »das alte überwundene Zeug nur wieder unter einer erneuten mystisch-pantheistischen, abstrus-philosophischen, obgleich im Stillen keineswegs zu verachtenden Form wieder eingeführt sehen« (an Voigt, 27. Februar 1816). Goethe hatte dabei die Sorge, dass Schelling, wie schon 1808 der Romantiker Friedrich Schlegel, nun auch noch zum Katholizismus übertreten würde. – Das Schelling-Zitat hat nichts mit Goetheanismus zu tun.

Huecks Buch erinnert – nicht in seiner Wortwahl, aber in seiner Evolutionsinterpretation – auf fast allen Seiten an den Zoologieband des einstigen Domkapitulars Franz Lorinser, *Zoologie in seiner Beziehung zur Theodicee* (1879), in welchem alles in der Natur seinen Sinn fertig

von Gott bekommen hat. Das hier besprochene Buch wird überall da mit großem Gewinn gelesen werden, wo Anthroposophie und Goetheanismus zum Religionsersatz verfremdet werden. Dann wickelt sich die Evolution aus wie die Nautilusschale auf dem Buchcover. Aber das ist zu schön, um wahr zu sein.

Die gesamte Evolution der Erde und des Lebens auf ihr ist das Drama eines gewaltigen Kampfes geistiger Mächte um den Fortgang des Kosmos (GA 13, S. 137 ff., GA 152, S. 98 ff.). Seit dem Eingriff der Widersacher hat die Evolution begonnen, Neues, Unvorherbestimmtes zu lernen. Hueck leugnet dieses Lernen (S. 166). Und wenn die Evolution schon immer nie lernen musste, wieso sollte er es dann? Er hat ja die ganze Welt schon fertig in sich.

Übrigens: Um Missverständnissen zu entgehen, vermieden Goethe und ebenso auch Darwin das Wort Evolution. Goethe sprach viel besser von Metamorphose, Darwin einfach von Abstammung (descent). Durch seinen Zeitgenossen Spencer bekam dann das Wort den zukunfts-offenen Inhalt, den es heute besitzt. Mit Huecks Evolutionslehre aber landet der Leser weit vorher im frühen 18. Jahrhundert.

*Weitere Quellenhinweise sind beim Rezensenten erhältlich: Alter Weg 10, 58453 Witten.*

## II. Eine spiritualistische Variante der »Synthetischen Theorie der Evolution«

STEPHAN STOCKMAR

Die obige kritische Besprechung des Buches von Christoph Hueck *Evolution im Doppelstrom der Zeit. Die Erweiterung der naturwissenschaftlichen Entwicklungslehre durch Selbstan-schauung des Erkennens* durch Wolfgang Schad (Waldorfpädagoge und emeritierter Professor für Evolutionsbiologie) findet meine volle Zustimmung. Ich möchte sie jedoch noch durch einige methodische Aspekte ergänzen, die aus meiner Sicht zum Misslingen des Hueckschen Ansatzes beitragen.

Die Grundidee für sein »Zeitenkreuz« entnimmt Hueck vor allem Rudolf Steiners Vortragszyklus über *Psychosophie* aus dem Jahre 1910 (in GA 115), dort insbesondere dem 4. Vortrag vom 4.11.1910. Hier zeigt Steiner zeichnend, wie das momentane menschliche Seelenleben mit seinen Gefühlen von der einen Seite her von einem aus der Vergangenheit kommenden Vorstellungsstrom geprägt wird, während »alles, was Begehungen, Wünsche, Interessiertsein, was die Phänomene von Liebe und Hass sind, einen Strom darstellen, der gar nicht fließt von der Vergangenheit in die Zukunft, sondern der uns entgegenkommt von der Zukunft, der von der Zukunft in die Vergangenheit fließt«. Das »Übereinanderschlagen« dieser beiden Ströme

in der Seele »ist das Bewusstsein« (S. 189ff). Senkrecht auf diesen Strom der Zeit falle der »Strom des Ich« auf, »schlägt die Urteilskraft herein« (S. 197f). Diesem Ich-Strom setzt Steiner als vierte Richtung – von unten nach oben – die bedingende physische Welt, den physischen Leib mit seinen Sinnesorganen entgegen (S. 205f). Damit sei »ein sehr gutes Schema des Seelenlebens« gegeben, »wie es angrenzt an das Geistige nach oben, an das Physische nach unten, an das Ätherische [die in der Vergangenheit gebildete Vorstellungswelt] nach links und an das Astralische [die aus der Zukunft hereinragenden Begehungen usw.] nach rechts. ... Unsere Seele ist gewissermaßen der Schauplatz, auf dem sich Kräfte treffen der verschiedensten Richtungen« (S. 206). Jenachdem, welche der vier Richtungen vorrangig zur Geltung kommt bzw. wie sich die Richtungen zueinander verhalten, gestaltet sich das konkrete individuelle Seelenleben.

Dieses von Steiner für das bewegte Leben der menschlichen Seele entwickelte Schema überträgt Christoph Hueck nun auf die biologische Entwicklung. Dabei setzt er an Stelle der Vorstellungen die Abstammung, an Stelle der Begehungen (er verwendet das Wort »Erwartetes«) das Entwicklungsziel, an Stelle des physischen Leibes die Umweltbedingungen und an Stelle des Ich das »Wesen« (S. 77f). Genauer gesagt: Hueck stellt die biologische Entwicklung auf den vorangehenden Seiten so dar, dass er feststellen kann: »Die Struktur des Bewusstseins entspricht also der Struktur der biologischen Entwicklung« (S. 79). D.h. nun erfüllen sich die vorher aufgebauten Erwartungen ... Und genau eine solche Vorstellung von Zukunft bzw. von Entwicklungszielen scheint Hueck auch zu verfolgen, wie Wolfgang Schad oben darlegt. Eine Klärung von Begrifflichkeiten und ihrer Beziehungen zueinander fehlt in seinen Ausführungen nicht nur an dieser Stelle. Die Frage, welchen Sinn es macht und welche Implikationen es mit sich bringt, das ständig sich in Bewegung befindliche menschliche Seelenleben als Modell für die »allgemeine Struktur des Organismus« zu nehmen, wird gar nicht erst aufgeworfen (zur Subjektfrage siehe Schad).

Sie ist für Hueck vermutlich durch die allen seinen Überlegungen zugrunde liegende, aber nirgends wirklich entwickelte Voraussetzung, der Mensch sei der Ursprung aller Dinge (die in der von Schad bereits zitierten Aussage »Ich bin die Evolution« gipfelt), beantwortet. Entsprechend behauptet er: »Die Wirklichkeit, wie wir sie erleben, wird im Erkennen nicht abgebildet, sondern erst geschaffen« (S. 64). Damit stellt er Steiners Erkenntnistheorie, auf die er sich vielfach zitierend beruft, geradezu auf den Kopf. In der *Philosophie der Freiheit* weist dieser eine ebensolche Auffassung vehement zurück: »Schelling sagt: Die Natur erkennen heißt die Natur schaffen. – Wer diese Worte des kühnen Naturphilosophen wörtlich nimmt, wird wohl zeitlebens auf alles Naturerkennen verzichten müssen. Denn die Natur ist einmal da, und um sie ein zweites Mal zu schaffen, muss man die Prinzipien erkennen, nach denen sie entstanden ist.« – Angesichts dieses völlig unkritischen Bewusstseins seiner eigenen Methode gegenüber wirkt es geradezu absurd, wenn Hueck auf fast jeder Seite die »Selbstanschauung des Erkennens« beschwört.

Durch die Vermeidung von (Selbst-)Klärungen wird Hueck immer wieder Opfer seiner selbst, so wenn er die Zusammenhang schaffende »innere Denkbewegung« als »Metamorphosetätigkeit (Mitvollzug der Verwandlung)« am Umgang mit verschiedenen Entwicklungsstadien eines einzelnen Laubblattes – »Ausschnitte aus einer kontinuierlichen Entwicklungslinie« (S. 47) – demonstriert: Das Metamorphosieren Goethes als ein sich rhythmisch zwischen Idee und Erfahrung vollziehender Prozess ist ihm nicht vertraut. Und so wird auch die von diesem als Metamorphose der Pflanze beschriebene *diskontinuierliche* Entwicklung der Blätter von Knoten zu Knoten bis hinein in die Blüte von ihm als solche kaum beachtet. Entsprechend sieht er die Evolution der Organismen als eine lineare Entwicklung (siehe z.B. S. 151), die er allerdings ganz ins Geistige (heißt hier: in sein eigenes Bewusstsein) verlegt; die konkreten Erscheinungen, die einzelne Organismen bzw. alle Fossilien in ihrer zeitlichen Folge sind für ihn lediglich Seitenzweige auf diesem

Weg. Demnach gibt es auch keine fossilen Vorläufer des Menschen, da dieser erst in seiner heutigen Form, sozusagen auf ideale Weise die physische Welt betreten hat (vgl. S. 200). So gesehen kann es tatsächlich nur noch Auswicklung geben; die Zukunft ist dann immer erwartbar – als noch nicht in Erscheinung getretene Vergangenheit. Und auch das Geschehen von Zusammenziehung und Ausdehnung, von Tod und Auferstehung mit all seinen Konsequenzen tritt nicht in sein Bewusstsein. Hueck bekämpft zwar das, was er immer wieder als Materialismus bezeichnet, kann aber dagegen nur Vorstellungen setzen, die letztlich naturalistischer Natur sind. Folgerichtig hat er auch keinen Sinn für seelische Entwicklungsprozesse oder gar die bewusstseinsgeschichtliche Entwicklung der Menschheit, die durch den Materialismus führt. Für echte Freiheit ist in seinem System kein Raum.

Dass es Hueck vor allem um ein System geht, zeigt nicht nur die vielfache Wiederholung seines Kreuzschemas, mit immer wieder anderen Worten versehen, sondern auch die Tatsache, dass er dort, wo er konkret werden müsste, immer allgemein bleibt. Er lässt sich nicht wirklich ein auf das, was als Ereignis im Zusammenwirken der vier Richtungen stattfindet, auf den konkreten Organismus. Die Mitte seines Kreuzes bleibt letztlich eine Leerstelle. Und so wird auch der Begriff eines Wesenhaften ständig unterminiert.

Der Text von Hueck ist mit z.T. langen Zitaten gespickt, ganz abgesehen von den vielen Motti, die dem Buch als Ganzem und jedem Hauptkapitel vorangestellt sind. Dabei schreckt er auch vor willkürlichen Veränderungen nicht zurück, wie von Schad bezüglich des Eingangsmotti bemerkt. Der Originaltext steht zwar in der Fußnote (wo man als Leser nur die Quellenangabe erwartet), doch wird das in seinem Sinn veränderte Gedicht weiterhin mit »Johann Wolfgang von Goethe« unterschrieben. Das hätte kein Lektor durchgehen lassen dürfen!

Die vielen Zitate unterschiedlichster Herkünfte dienen Hueck grundsätzlich als Bestätigung seiner eigenen Vorstellungswelt, und dabei spielt es auch keine Rolle, ob der Urheber tatsächlich

im Sinne von Hueck denkt. So erwähnt er z.B. Wolfgang Schad, den obigen Rezensenten, auffällig häufig als Gewährsmann, ohne auch nur anzudeuten, dass dieser in seinen Veröffentlichungen ein vollständig anderes Evolutionsverständnis vertritt als er selbst. Wie er sich überhaupt außer mit dem ihm als Feindbild dienenden »Materialismus« nirgends mit einer anderen Sicht der Dinge auseinandersetzt. Ja, nicht einmal Persönlichkeiten, die man als Vorläufer seiner Auffassung betrachten könnte, wie z.B. Hermann Poppelbaum, werden als solche gewürdigt. Alle werden sie für eine Privatmeinung vereinnahmt, die sich jedem Gespräch entzieht. Ich selbst war an kontroversen Gesprächen mit Christoph Hueck im Vorfeld seiner Veröffentlichung beteiligt, und habe es auch von verschiedenen anderen Seiten erfahren: Viele seiner auch von ihm selbst gesuchten Gesprächspartner haben nach dem Lesen des Buches den Eindruck, als ob diese Gespräche nie stattgefunden hätten – auch wenn sie von ihm verschiedentlich erwähnt und zitiert werden.

So ist das Buch von Christoph Hueck Ausdruck einer sich abschließenden Vorstellungswelt, die sich außerhalb jeder Wissenschaftlichkeit stellt, da sie weder einer stringenten Methode folgt, begleitet von einem selbstkritischen Bewusstsein, noch sich in einen produktiven Kontext mit Kollegen begibt. Sie bildet ein nicht minder geschlossenes System wie die »Synthetische Theorie der Evolution« aus der Mitte des vergangenen Jahrhunderts, die Hueck widerlegen will. Doch im Gegensatz zu ihm ist diese sich schon vom Namen her ihres theoretischen Ansatzes bewusst. Hueck bemerkt auch gar nicht, dass deren Dogmen heute in der akademischen Wissenschaftswelt selbst schon überwunden sind.

Auch im anthroposophischen Sinne hat der Huecksche Ansatz mit Wissenschaft nichts zu tun. Rudolf Steiner zeigt immer wieder, dass die Naturwissenschaft nur ins Geistige erweitert werden kann, wenn man sich bewusst auf eine Grenzerfahrung im Erkennen einlässt. Hueck scheint diese Grenze aber gar nicht zu kennen. Und so ist sein Weg auch nicht ein aus

sich heraus beweisender, wie er es mit Steiner behauptet (S. 185). Er setzt zwar verbal ganz auf die innere Erfahrung, praktiziert sie aber nirgends wirklich, sondern bleibt immer in der *vorgestellten* Erfahrung hängen. Daher muss er sich auch ständig auf Zitate abstützen. So entsteht eben kein »Begriff des Wirklichen«, wie es Steiner in einem von Hueck als Kapitelmotto verwendeten Zitat fordert: »Wir müssen den Begriff des Wirklichen entwickeln, nicht bloß des Logischen. ...Wirklichkeitsgemäßes Denken muss überall ein Gefühl dafür entwickeln, was man einschließen muss in die Vorstellung« (S. 117).

Zum Schluss bleibt mir nur noch die Frage: Für wen eigentlich ist dieses Buch geschrieben, das keinerlei ergebnisoffene Fragestellungen enthält und somit nirgends zum produktiven Erkenntnisgespräch einlädt? Selbst in dem kurzen Abschnitt »Offene Fragen« geht es nur um solche, die »hier nicht genauer beantwortet wer-

den« können (S. 183). Hueck will einer großen Idee dienen: dass der Zusammenhang zwischen Mensch und Erde nicht nur ein zufälliger ist, als das Ergebnis einer der linearen Zeit folgenden Entwicklung, sondern in der Konstitution der Welt von Anfang an veranlagt ist, wie es Rudolf Steiner in seiner *Geheimwissenschaft im Umriss* (GA 13) darstellt. Doch die naive Verlegung der Wirklichkeitserfahrung in das Innere des Menschen ist keine adäquater Weg, zumal er sich der eigenen Innenbeobachtung gar nicht wirklich stellt. So gerät sein Ansatz von vorne bis hinten zur Ideologie, die weder in einer verlässlichen äußeren Erfahrung noch einer exakt beobachteten Innenerfahrung gründet. Die Veröffentlichung seines Buches trägt faktisch zu einem sektiererischen Erscheinungsbild der Anthroposophie bei, das von Kritikern gerne aufgegriffen werden wird – um dann in deren Spiegel wieder für helle Aufregung in »unseren Kreisen« zu sorgen ...